Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 22. März 1917

Die Tochter der Braut.

Humoreske.

„Lieber Onkel!

Indem ich Ihnen für die liebenswürdigen Glückwünsche, die ich, seinerzeit anläßlich meiner Verlobung erhielt, zugleich auch im Namen meiner Braut herzlichst danke, bitte ich Sie hierdurch, meiner Hochzeitsfeier am Sonntag, den 18. d. Mts. im Hotel Kaiserkrone beizuwohnen. Wenn wir auch — ich gestehe es: zum Teil durch meine Schuld — durch meine langjährigen Reisen niemals in persönliche Beziehungen getreten sind, so sind Sie mir, lieber Onkel, doch niemals ein Fremder gewesen. Aus den Erzählungen meiner seligen Mutter leuchtete mir stets das Bild ihres einzigen Bruders so lebendig entgegen, daß ich Sie mir ganz lebhaft vorstellen kann. So möchte ich denn auch nicht, lieber Onkel, daß Sie, der letzte nahe Anverwandte meiner lieben verstorbenen Mutter, bei der so bedeutungsvollen Feier meiner Vermählung fehlen und um Ihrer Zusage zum Erscheinen an meinem Hochzeitsfeste um so sicherer zu sein, füge ich der offiziellen Einladungskarte noch diese direkte Bitte an Sie bei. Sie werden nur einen kleinen Kreis der nächsten Verwandten und besten Freunde von meiner Braut und mir vereint finden, und zu keiner lärmenden Hochzeitsfeier lade ich Sie, da sich eine solche von selbst verbieten würde: meine Braut ist seit zwei Jahre verwitwet und hat ein zweijähriges Töchterlein. Ihr verstorbener Gatte, der ihr nach einjähriger glücklicher Ehe durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde, war ein Jugendfreund von mir. Es mischt sich also in unsere Freudenfeier manche wehmutsvolle Erinnerung, so daß es uns geboten schien, dieselbe nur durch ein Festmahl im engsten Kreise der Nächsten und Intimen zu begehen. Sie, mein lieber Onkel, gehören zu diesen; Sie bei unserem Feste zu sehen, wird uns eine besondere Freude bereiten, und ich hoffe, recht bald Ihre freundliche Zusage zu erhalten.

In Ergebenheit und verwandtschaftlicher Gesinnung

Ihr Neffe Hugo Schiller.

Herr Richard Stolpen hatte den Brief, den ihm eben die Wirtschafterin übergeben hatte, nicht lesen können, ohne sich ein paar Tränen aus den Augen zu wischen.

Das ist doch nett von meinem Neffen, so sagte er sich, daß er mich, seinen Onkel, der sich nie viel um ihn gekümmert hat, bei seiner Familienfeier dabei haben will. Wenn's ihm nur um ein Hochzeitsgeschenk zu tun gewesen wäre, so hätte er ja nicht einen so langen Brief schreiben brauchen. Nein, er hat die Anhänglichkeit von seiner Mutter geerbt; meine liebe Schwester Sophie hatte auch ein so gutes Herz, das für ihre Familie schlug. Natürlich werde ich hingehen zur Hochzeit. Ich werde mich ja entsetzlich langweilen, denn ich kenne dort Niemanden. Meinen Neffen habe ich ja seit seiner Mutter Tode — er ging damals noch in die Schule — nicht mehr gesehen. Aber, was hilft's, ich kann doch nicht gut absagen. Zur Trauung gehe ich aber auf keinen Fall; das verlangt ja auch der gute Junge gar nicht. Na, hoffentlich wird's wenigstens was Gutes zu essen und zu trinken geben!

So sprach Herr Richard Stolpen zu sich selbst. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch nieder und dankte in herzlichen Worten für die Einladung und versprach, derselben Folge zu leisten.

Und als nun der Tag der Hochzeitsfeier herangenaht war, ließ sich Herr Richard Stolpen ganz besonders sorgfältig frisieren, zog sich seinen Frack an und die Lackstiefel, warf sich in einen Wagen und fuhr nach dem Hotel Kaiserkrone, wo er bereits eine große Hochzeitsgesellschaft vorfand — Herr Richard Stolpen hatte nun einmal die Eigenschaft, immer im letzten Augenblick oder verspätet wo einzutreffen. So kam er denn in dem Augenblick, als gerade die Hochzeitsgesellschaft zum Festmahle Platz nehmen wollte, und der Spätling hatte daher nur noch Zeit, eiligst auf das Brautpaar zuzuschreiten, um demselben seine Glückwünsche auszusprechen und dann seinen Platz an der Tafel aufzusuchen.

Aber während die anderen Gäste alle leicht ihre durch Tischkarten gekennzeichneten Plätze fanden, sah Herr Richard Stolpen keinen Platz, der für ihn reserviert schien und er dachte sich, daß hieran wohl sein spätes Erscheinen die Schuld tragen mochte. So nahm er denn unten, am Ende der Tafel Platz, wo einige Kuverts ohne Tischkarten gelegt waren.

Freilich hatte er sich seine Teilnahme an der Hochzeitsfeier seines Neffen in anderer Weise vorgestellt; er glaubte, daß er als Ehrengast wohl ganz besondere Auszeichnung erfahren würde, und er empfand nun sogar einigen Groll gegen den Bräutigam, der mit einer gewissen Nonchalance die Glückwünsche des Onkels entgegengenommen hatte, ohne ihn noch besonders als den einzigen Bruder seiner verstorbenen Mutter seiner Braut vorzustellen.

Dritte Seite, 1. März 1917.

Ueberhaupt machte sich Herr Richard Stolpen, während er am unteren Ende der Tafel nicht minder fleißig den Tafelfreuden sich hingab, so seine eigenen Gedanken über seinen Neffen. Das hatte der nun in seinem Einladungsschreiben an ihn einen „kleinen Kreis der Intimen" genannt. Herr Richard Stolpen zählte oberflächlich die Zahl der Gäste, und siehe, es waren mindestens hundert. Und was hatte der Neffe von einer stillen Hochzeitsfeier gefabelt? Konnte es fröhlicher und lärmender sein, als diese fröhliche Hochzeitstafel, an welcher ein lustiges Tafellied nach dem andern stieg, an welchem ein Toast nach dem anderen die fröhliche Tafelrunde zu lärmenden Kundgebungen veranlaßte.

Nur ihn, den einzigen anwesenden nahen Verwandten des Bräutigams, beachtete man nicht, ihn ehrte man durch keinen Toast, und das verdroß Herrn Richard Stolpen. Man hatte nur so im Allgemeinen auf die Verwandtschaft des Brätigams getoastet, obwohl doch außer Herrn Stolpen nur ganz entfernte Verwandte seines Neffen anwesend sein konnten.

Aber vielleicht trug er selbst auch an dieser Vernachlässigung, die er erfuhr, die Schuld. Man hatte vielleicht — und nicht mit Unrecht — erwartet, daß er selbst sich zu einem Toaste vom Platze erheben würde. Es war eigentlich Unrecht, so mußte sich Herr Stolpen sagen, daß er das versäumt hatte. Ihm, den einzigen nahen Verwandten des Bräutigams, hätte eigentlich die Pflicht obgelegen, die liebe Braut seines Neffen in einer Ansprache zu begrüßen oder deren Eltern als neue Verwandte willkommen zu heißen. Aber da war man ihm nun schon zuvorgekommen; auf alle diese war nun schon getoastet worden, und das berührte Herrn Richard Stolpen recht unangenehm.

Doch da kam ihm ein guter Gedanke. Ein Toast war noch nicht ausgebracht worden, der Toast auf das kleine Töchterlein der Braut. Das war eine Aufgabe für ihn. An das liebe kleine Wurm hatte niemand bisher gedacht. Da konnte er einmal seine Rednergabe und seine echt verwandschaftliche Gesinnung beweisen und den Leuten einmal zeigen, daß er, der einzige Bruder der verstorbenen Mutter des Bräutigams, auch anwesend sei und dies nicht nur in Persona als tüchtiger Hochzeitsesser, sondern auch mit dem Herzen.

So erhob sich denn Herr Richard Stolpen, schlug ans Glas, was ein allgemeines Erstaunen im Kreise der frohen Tafelgenossen hervorrief, und begann: „Meine verehrten Damen und Herren, meine lieben Festgenossen! Gestatten Sie mir, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Persönlichkeit lenke, an welche merkwürdiger Weise heute hier an der frohen Tafelrunde, sicherlich mit Ausnahme der lieben Braut selbst, noch niemand gedacht zu haben scheint. Fern sei es von mir, vor der liebenswürdigen Heldin des Tages trübe Schatten aus ihrer Vergangenheit heraufbeschwören zu wollen, wenn ich hier an ihr kleines süßes Töchterlein erinnere, das liebe Ding, dem heute ein treu sorgender Beschützer und Vater beschert wird. Die verstorbene Mutter des Bräutigams, meine liebe Schwester Sophie, hätte gewiß mit ihrem guten Herzen dies liebe Enkelkind mit ganz besonderer Liebe umgeben. Aber der Bräutigam, mein lieber Neffe, hat, daß weiß ich, das gute Herz seiner Mutter geerbt. Er wird dem kleinen lieben Kinde, das heute zum ersten Male das Wort „Vater" lallen darf, sicherlich stets ein liebevoller Beschützer sein. Meine verehrten Damen und Herren, die Tochter der Braut —"

Bis hierher kam Herr Richard Stolpen mit seiner Rede. Wohl hatte es ihn schon recht peinlich berührt, daß er von Beginn seiner Rede an mehrfach durch allerlei Zurufe unterbrochen worden war. Er hatte diese Unterbrechungen auf die bereits allzu fröhliche Tafelstimmung geschoben. Jetzt aber nahmen die Unterbrechungen einen allzu lebhaften Charakter an.

„Stopft doch dem Kerl den Mund!" so rief einer ganz laut und ungeniert von der anderen Seite der Tafel, „der scheint ja zu tief ins Glas geguckt zu haben!"

„Mein Herr, jetzt ist's genug der Unflätigkeiten," rief ihm ein älterer Herr zu, „bisher glaubten wir noch immer, daß es sich um einen Scherz handle und warteten auf die Pointe. Aber Sie scheinen sich in recht geschmacklosen Witzen zu gefallen! Wo wollen Sie denn eigentlich hinaus mit Ihrer Rede?"

„Ich will auf die Tochter der Braut toasten!" rief Herr Richard Stolpen ganz verblüfft.

„Ja, sind Sie denn betrunken oder verrückt?" entgegnete der ältere Herr.

„Was, meine Tochter eine Tochter!" rief erregt eine Dame, die Mutter der Braut und kam, mit den Händen fuchtelnd auf Herrn Richard Stolpen zu, „man wird Sie wegen Verleumdung verklagen, Sie unverschämter Mensch!"

„Was? Ich bin tot, sagt der betrunkene Mensch", rief, nicht minder heftig mit den Händen gestikulierend eine andere Dame, die Mutter des Bräutigams, „wer sind Sie denn eigentlich; der Kerl hat sich ja hier eingeschlichen, ich habe ja gar keinen Bruder!"

„Wer ich bin?" rief jetzt ebenso heftig seine Arme zum Durchfechten der Luft gebrauchend der verunglückte Tafelredner, „ich bin Richard Stolpen, der einzige noch lebende Bruder der verstorbenen Frau Sophie Schiller, der seligen Mutter unseres lieben Bräutigams Hugo Schiller, der sich hier heute mit der verwitweten Frau Margarethe Lauban vermählt. Ich begreife in der Tat nicht, welches Vergehen ich begangen haben soll, wenn ich Sie auffordern wollte, auf das liebe Töchterchen unserer verehrten Braut ein Lebehoch auszubringen."

Während nun die anderen Hochzeitsgäste in ein lautschallendes Gelächter ausbrachen, nahm der ältere Herr wieder das Wort und sagte: „Nun, meine verehrten Herrschaften, wie ich soeben vom Kellner erfahre, hat sich der Herr Redner nur im Saale geirrt. Die Schiller'sche Hochzeit findet im oberen, kleinen Saale der Kaiserkrone statt. Vielleicht stimmen dort die Herrschaften in seinen Toast ein. Um in unserem Kreise mit seiner Rede Anklang zu finden, müßte der Herr Redner sich schon noch bis zum nächsten Hochzeitstage unseres Brautpaares gedulden. Dann wollen auch wir gern in sein Hoch einstimmen..."

Diese Rede machte großen Eindruck: der Bräutigam schmunzelte, die Braut senkte verschämt das Köpfchen, von den Stirnen der beiden Schwiegermütter verschwanden die schwer drohenden Falten und die Hochzeitsgäste lachten noch immer!

Herr Richard Stolpen aber machte ein herzlich dummes Gesicht; er stotterte einige Entschuldigungen, die in Gnaden angenommen wurden; dann griff er nach seinem Hut und eilte in den oberen Saal der Kaiserkrone, wo eben die kleine Hochzeitsgesellschaft im Begriff war, die Tafel aufzuheben.

Doch als man den lieben Gast bemerkte, dessen Ausbleiben man sich gar nicht hatte erklären können, ließ man noch einmal den Champagner kredenzen, und als sich Herr Richard Stolpen vergewissert hatte, daß noch niemand ihm hiermit zuvorgekommen sei, erhob er sich und brachte einen Toast aus auf die Tochter der Braut.

Die traurige Gischechte vom Herrn Lehmann.

Es war einmal ein Mann, und der hieß Lehmann. Dieser Herr Lehmann war einerseits sehr brav, andererseits war er aber ein Bäckermeister; trotzdem wohnte er in Berlin, parterre rechts. Als er nun gestorben war, legte man ihn in einen Sarg, selbstverständlich kamen viele Leidtrngenden befand sich auch ein Toleidtragende befand sich auch ein Totengräber, der trug zwar eigentlich nicht Leid, sondern Sorge um das Begräbnis, Versenkungsrat nennt man diese Leute in Berlin. Als alles im Zimmer mäuschenstill war, tönte vom Sarge her ein Geräusch; sämtliche Leidtragende, außer dem Totengräber, liefen zur Tür. Der Versenkungsrat näherte sich dem Sarge und klopfte höflich: „Wünschen Sie noch irgend etwas, Herr Lehmann?" fragte er freundlich. „Allerdings!" gegentönte eine Grabesstimme, „der Totenschein muß noch umgeändert werden! Ich bin ja nur scheintot!" Das ist die traurige Geschichte des Herrn Lehmann.

— Druckfehler. (Aus einem Artikel über Goethe.) „Dann seine herrliche Schilderung des Verhältnisses zwischen Orest und Pylades. Da sieht man so recht, wie wohl es dem Menschen im Unglück tut, wenn er einen g enossen hat."

Der Bückling.

Heitere Seemannsgeschich.e von W. W. Jacobs.

Ein plötzlicher Aufruhr entstand an Deck der Brigg „Camilla"; ärgerliche Rufe ertönten, begleitet von wütendem Hundegebell. Der Kapitän legte das Messer, das er eben im Begriff war, zum Munde zu führen, wieder nieder, sah den Steuermann scharf an und erhob sich.

„Da sind sie schon wiedec mit dem armen Tier im Gange," rief er unwillig. „Es is 'n Skandal!"

„Karo kann sich ganz gut allein beschützen," versetzte der Steuermann mit großer Seelenruhe, ohne seine Mahlzeit zu unterbrechen. „Es scheint mir eher, als ob er mal wieder mit den Leuten im Gange wäre."

„Sie sind gerade ebenso schlimm, wie die ganze Bande," grollte der Schriffstyrann; dann wandte er sich einem großen, braunen Hühnerhunde zu, der eben mit gewaltigen Sätzen in die Kajüte stürmte. „Armer alter Karo! Was haben sie dir schon wieder getan?"

Der Hund machte ein sehr selbstzufriedenes Gesicht, setzte sich ruhig mit heraushängender Zunge neben den Stuhl seines Herrn und lauschte mit erhabener Gleichgültigkeit den Verwünschungen und Ausdrücken des Unwillens, die ihm von Deck herab nachgesandt wurden.

„Na, wat is da haben denn los?" schrie der Schiffer mit Stentorstimme, indem er den Kopf seines Lieblings streichelte.

„Dat is wedder de verdammte Hund, Kaptein," gröhlte eine ärgerliche Stimme von oben. „Go dahl, August, un wies dem Ohlen mal dien Bein!"

„Damit mi dat Beest noch een Stück Fleisch abbeißen tut, wat?" antwortete eine andere mürrisch klingende Stimme. „Ick fall mi woll wahren!"

„Ich will hier keine Beine besichtigen, wenn ich bei Tisch sitze, rief der Schiffer. „Natürlich beißt euch der Hund wenn ihr ihn immerzu reizt."

„Kein Mensch hat ihn gereizt," ließ die erste Stimme sich wieder vernehmen. „Dat is nu all' de tweet', wo er gebissen hat, und August seegt, nu mutt hei vergift' wahrn, nicht August?"

Augusts Antwort war zwar nicht hörbar; die eben vernommene Andeutung seiner bösen Absichten genügte aber, um den leicht erregbaren Schiffer in hellen Zorn zu versetzen.

Er sprang auf und ging an Deck, wohin ihm Karo auf dem Fuße folgte, da er eine Ahnung hatte, daß die in Aussicht stehende Verhandlung von großem Interesse für ihn sein würde.

„Wer will meinen Hund vergiften?" fragte der Kapitän.

„Ick, Kaptein," antwortete August Holz, der auf der Luke saß und von dem Koch dabei unterstützt wurde, sich kalte Umschläge um eine recht böse aussehende Bißwunde am Bein zu machen. „Mehr wie einmal darf kein Hund nich beißen, und de Karo hett dat nu all tweemal in Tid von acht Dag' mott."

„Ja, am Montag hat er mir gebissen," fügte der daneben stehende Matrose hinzu. „Wat to veel is, is to veel!"

„Holl dat Mul!" schnauzte ihn der Schiffer an. „Ihr bild't euch ein, daß ihr wunder wie klug seid. Aber von Gesetzen habt ihr keine Ahnung. Jeder Hund kann so oft beißen, wie er Lust hat. Er darf man bloß nich denselben Menschen zum zweitenmal beißen."

„Na ja, Kaptein, da können Sie ja woll recht haben," gab der am Montag Gebissene zu. Offenbar hatte ihn diese Eröffnung über die dem Geschlecht der Hunde zustehenden gesetzlichen Rechte etwas verblüfft.

„Ja, mein Karo is 'n schlauer Hund," fuhr der Kapitän fort, indem er seinen vierfüßigen Freund zärtlich streichelte. „Er weiß ganz genau, was ihm zukommt. Von euch beiden wird er keinen wieder beißen; da könnt ihr euch auf verlassen."

„Ja, aber wie steht das mit die andern, Kaptein, wo noch nich gebissen sind," wandte der Koch ein.

„Na, eh' einer kein' Prügel kriegt, braucht er nich zu schreien," rief ihm der Schiffer. „Der Hund wird keinen beißen, wenn er ihm nix tut."

Er ging wieder in die Kajüte, um seine Mittagsmahlzeit zu vollenden. Karo schloß sich schweifwedelnd seinem Gebieter an und bewies damit seine gerühmte Schlauheit. Die Leute gingen nach vorne und setzten dort die Debatte über das angeregte Thema mit großer Lebhaftigkeit fort.

„So geiht dat nich länger," erklärte Max Engel, der Erstgebissene. „Nu hebben wi 'nauk dorvun."

„Wo is dat Gift?" fragte der Koch leise.

„In mien Kist'," antwortete Engel flüsternd. „Ick hew mi dat forts Montag abend köfft."

„Dat kunn uns aber doch slecht bekohmen," wandte Holz ein.

„Woso?" rief Max entrüstet. „De Köter frett dat Zeugs un krepiert. Wokein kann uns de Schuld geben? Lat de Ohl sich doch denken, wat hei Lust het; bewiesen kann hei gornix."

Wie gewöhnlich im Leben, siegte auch hier das böse Prinzip. Am folgenden Tage überraschte der Schiffer, eben an Deck tretend, den Matrosen August Holz, wie er dem ahnungslosen Karo einen schönen, fetten Bückling vorwarf. Der Hund war über die Arglist des Menschengeschlechts wohl doch noch nicht genügend aufgeklärt, um diese ungewöhnliche Liberalität verdächtig zu finden. Er hatte den verlockenden Bissen bereits aufgeschnappt, da packte ihn der Kapitän im Genick, riß ihm den Bückling aus den Zähnen und hielt ihn triumphierend in die Höhe.

„Hier ist das Corpus delicti," rief er dem eben aus der Kajütskapp tretenden Steuermann zu.

„Weshalb habt Ihr meinem Hund den Bückling vorgeworfen?" donnerte er den wie das leibhaftige böse Gewissen vor ihm stehenden Holz an.

„Ick wull man bloß Fründschaft mit em moken," stammelte der ertappte Verbrecher.

„Vergiftet ist der Bückling, wollt Ihr noch lügen, Halunke?"

„Nee, Kaptein, mi soll up de Stell' de Slag röhren, wenn —"

„Is gut," unterbrach ihn der Schiffer. „Ihr seid überführt!"

„Is nich wohr," leugnete August.

„Ihr habt also nicht den Versuch gemacht, diesen Hund mit einem vergifteten Bückling aus der Welt zu schaffen?"

„Nee, gewiß nich, Kaptein," beteuerte August. „So wat würd' mi nie in'n Sinn kohmen."

„Gut also; wenn der Bückling nicht vergiftet ist, eßt ihn auf. Dann will ich Euch wegen ungerechten Verdachts um Verzeihung bitten."

„Ick wahr doch nix een, wat de Hung all twischen de Tähn' hadd het," entschuldigte sich August.

"Der Hund ist ebenso rein wie Ihr; ich würd' wohl noch zweifelhaft sein, ob nicht reiner."

„Schön, dann essen Sie ihm doch, Kaptein," erklärte Holz mit dem Mut der Verzweiflung. „Wenn hei vergif't is, dann möten Se starwen un ick komm' dann wegen Mord vör'n Staatsanwalt. Mehr köhnt Se doch nich verlangen?"

Ein leises Gemurmel ertönte aus der Gruppe der Leute; alle blickten den Schiffer höchst gespannt und erwartungsvoll an. „Na, der Jung' kann ihn ja essen," meinte der Kapitän. „Hier Jung', iß den Bückling und ich geb' dir fünfzig Pfennig."

Langsam näherte sich der Junge und sah unschlüssig bald die Leute, bald den Kapitän an.

Der Steuermann legte sich ins Mittel. „Wenn Sie glauben, daß der Bückling vergiftet ist, dürfen Sie auch nicht gestatten, daß der Junge ihn ißt. Ich bin auch nicht sehr für Jungens. Aber man muß doch auch nicht zu weit gehen."

„Vergiftet is er," rief der Schiffer und schwenkte den Bückling vor dem zurückweichenden Holz drohend hin und her. „Das weiß die ganze Gesellschaft auch ganz gut. Na, ich werd' ihn aufbewahren und sobald wir in'n Hafen kommen, laß ich'n analysieren. — Dat ward noch 'ne beuse Saat' vör Ju, Holz; een Monat wenigstens ward Ju dat woll kosten!"

Er drehte sich kurz um und stieg würdevoll in die Kajüte hinab, wo er den Bückling auf einen reinen Teller legte und in seiner Schlafkammer verschloß.

Zwei ganze Tage vergingen, ohne daß die Sache wieder erwähnt wurde. Nur jedesmal, wenn der Schiffer zufällig den zerknirschten Holz ansah, begannen seine Augen unheimlich drohend zu funkeln.

Es herrschte eine geradezu tropische Hitze. Kein Lüftchen regte sich. Auf der spiegelglatten See hob und senkte sich die „Camilla", ohne irgend welche Fahrt zu machen.

„Könnten Sie das Ding nicht in Ihrer Kammer aufbewahren, Steuermann?" fragte der Schiffer, als er am Abend des zweiten Tages im Begriff war, seinen Tee einzunehmen. „Ich muß mich immer wieder ärgern, wenn ich es sehe."

„Nein, Kapitän, das kann ich nicht," erwiderte der Steuermann. „Ich ärgere mich so schon genug. Mich packt immer 'ne förmliche Wut, wenn ich an die Gemeinheit von den Kerls denke. 'Ne arme, hilflose Kratur zu vergiften! Ich muß versuchen, die ganze Geschichte zu vergessen!"

Der Schiffer warf ihm einen mißtrauischen Blick zu und goß sich eine neue Tasse Tee ein.

„Sie haben wohl nicht vielleicht 'ne Blechbüchse mit 'nem Deckel, Steuermann?" begann er nach einer Pause.

Der Steuermann schüttelte den Kopf. „Ich hab' schon heute morgen danach gesucht. Nich mal 'ne leere Flasche is zu finden, wo wir das Ding reinstecken könnten. Und die höchste Zeit ist's, daß wir's irgendwo rein stecken unter hermetischen Verschluß. Das ist keine Frage."

„Ich mag mich von den Kerls da vorn bloß nich unter kriegen lassen," entgegnete der Schiffer kopfschüttelnd. „Sonst würd' ich's über Bord werfen. In diesem Wetter kann sich's ja nich halten. Aber das würd' ja 'n Hauptspaß sein für die ganze meuterische Bande."

„Na, was meinen Sie hierzu?" schlug der Steuermann vor. „Sie lassen August runter kommen, geben ihm den Bückling und befehlen ihm, ihn sorgfältig im Logis aufzubewahren. Da haben sie zur Strafe wenigstens den schönen Geruch da vorne."

„Unsinn," schnaubte der Schiffer. „Da würd' der Hering wohl bald verschwinden!"

„Natürlich; das wär' dann aber der sicherste Beweis dafür, daß sich die Kerls schuldig fühlen. Und dann ist es doch die beste Art, wie Sie sich aus der Affäre ziehen können. Sie können die Leute dann so runter machen, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihnen nimmt und da dürfen sie dann noch nich mal muckfen."

Es schien allerdings die beste Lösung. Schweigend beendigte der Kapitän sein Abendbrot. Dann ging er an Deck und rief die Mannschaft nach hinten. Er teilte den Leuten seinen Entschluß mit und bedrohte sie mit den fürchterlichsten Strafen, falls der Schatz, den er in Begriff stände, ihrer Obhut anzuvertrauen, verschwinden sollte. Der Koch wurde hinuntergeschickt, um den Bückling zu holen und übergab ihn dann, auf Befehl des Kapitäns, dem verlegen grinsenden August.

„Merkt's euch also," schloß der Schiffer seine Anrede. „Ich geb' ihn euch in Verwahrung und wenn er verschwindet, so ist damit der Beweis erbracht, und ich werde euch selbstverständlich dann auch demgemäß behandeln."

Das Ende der Geschichte kam früher, als man erwartet hatte. Schiffer und Steuermann saßen am folgenden Morgen am Frühstückstisch in der Kajüte, als August, etwas blaß, sich auf der Türschwelle zeigte. Ihm folgte Engel, der einen leeren Teller in der Hand hielt.

„Na, was is los?" fragte der Schiffer bärbeißig.

„Dat is vun wegen dem Bückling, Kaptein," antwortete August und drehte verlegen seine Mütze zwischen den Händen.

„Was?" schrie der Schiffer.

„Hei is verswunnen," entgegnete August mit einer wahren Leichenbitter-Miene.

„Ihr meint, ihr habt ihn über Bord geschmissen, ihr verfluchten Halunken!" donnerte der Schiffer.

„Nee, Kaptein!"

„So, so, dann is er wohl selber an Deck spaziert und über Bord gesprungen?" höhnte der Steuermann.

„Nee, Stüermann," antwortete August mit sanfter Stimme. „De Hund het em freten."

Der Schiffer drehte seinen Stuhl herum und betrachtete den Matrosen mit offenem Munde.

„De Hund — het — em freten?" wiederholte er.

„Jewoll, Kaptein; Engel hei dat seiht, nich, Engel?"

„Jawohl," bestätigte Engel. Er hatte sich wohlweislich gesichert und das Corpus delicti selber über Bord geworfen.

„Dat kommt ja nu up eins raus, Kaptein," fuhr der scheinheilige August fort. „Nu is ja mein Unschuld ganz klar, Kaptein. Pass' Se mal up; dat ward den Hund gornix schaden!"

Der Schiffer atmete schwer, ohne zu antworten.

„Wenn Se mi nich glauben wulln, Kaptein, dor is de Teller. Dor köhnt Se noch seihn, wor hei em beleckt hot. — Gieb mich mal dem Teller, Max."

Max Engel hatte inzwischen jedoch das Gesicht des Kapitäns beobachtet und daraus seine Schlüsse gezogen. Die Folge davon war, daß er den Teller fallen ließ, statt ihn seinem Kameraden zu reichen, und schleunigst die Kajütentreppe emporflüchtete. Trotzdem erreichte er das Deck kaum eine Nasenlänge vor August. Denn, von den kräftigen Armen des erzürnten Kapitäns an die frische Luft gesetzt, flog dieser wahrheitsliebende Jüngling als „guter Zweiter" durch das Ziel.